

Kleine Beiträge

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **6 (1933-1934)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleine Beiträge

Die Montessori-Bewegung in der Schweiz

Wie bereits in der Vorbemerkung zu unserer Artikelreihe über die Montessori-Bewegung bemerkt wurde, ist diese — und das gilt nicht nur für die deutsche, sondern auch für die französische Schweiz — „zwar viel genannt“, „aber in ihrem Wesen doch noch recht wenig bekannt“ (S.E.R., V, 10, Januar 1933, S. 249).

So gibt es in Zürich ein städtisches Montessori-Kinderhaus sowie eine Klasse für zurückgebliebene Kinder, außerdem vereinzelte private Kindergärten, in denen in der Regel Montessori- und Fröbel-System kombiniert sind.

In Arbon hat die Gemeinde ein Montessori-Kinderhaus eingerichtet, das früher 60, jetzt 40 Kinder beherbergt, also für eine Leiterin ohne Assistentin immer noch zu viel Kinder. Zehnjährige Erfahrung in Arbon hat gelehrt, daß 30 Kinder für einen Menschen etwa das Maximum sein sollten. Nicht ganz ausgewertet wird hier auch das Schreiben- und Lesenlernen durch Vier- bis Fünfjährige, auf das Maria Montessori besonderen Wert legt, weil sie glaubt, daß die größere Aufnahmefähigkeit und Aktivität des Kindes in diesen Jahren (die „sensitive Periode“) es wesentlich erleichtere. Ein körperlich und geistig normal entwickeltes Kind, dem im Montessori-Haus das Buchstaben-Material nicht zugänglich ist, erleidet einen Stillstand. Die Kinder wollen in dieser Zeit ihren Namen und auch andere Wörter schreiben. Können sie das nicht, so verlangen sie nach anderem Material, das dann oft den Montessori-Lehrmitteln nicht entspricht.

In Dänikon/Stuttikon wird mit Erlaubnis des Erziehungs-Departements versuchsweise in der Unterklasse nach Montessori unterrichtet. In Glarus bestand ein Privatkindergarten, der aber beim Fortgang seiner Begründerin einging.

Im Kanton Waadt ist an den Lehrer- und Kindergärtnerinnen-Seminaren die Fröbel-Methode durch die Montessori-Methode ersetzt. Doch sind die meisten jetzt amtierenden Leiterinnen von Kindergärten nur nach dem Fröbel-System ausgebildet. Da außerdem die Bevölkerung nicht mit den Prinzipien der Montessori-Methode vertraut ist, setzt sie deren Einführung einen begreiflichen Widerstand entgegen. Dazu kommt der Mangel an Montessori-Material (mit dem nur das Lehrerinnen-Seminar ausgestattet ist), so daß die Leiterinnen es sich selbst herstellen müssen. Hier wie anderswo erschwert der ungeheure Preis des in allen Ländern patentierten Materials seine Einführung. Der hohe Preis läßt sich vielleicht aber doch rechtfertigen, wenn man bedenkt, daß das Material sehr solid sein muß, so daß es jahrzehntlang benutzt werden kann, daß es sich also um einmalige Anschaffungskosten handelt und weniger um laufende Kosten, wie sie für die Fröbel-Kindergärten durch die immer neue Material-Beschaffung entstehen. Außerdem scheut man sich natürlich vor der Anschaffung, so lange die Montessori-Methode nicht offiziell anerkannt ist. — Die genaue Anzahl der Montessori-Klassen im Kanton Waadt läßt sich nicht feststellen, da die privaten Einrichtungen nicht inspiziert werden.

Genf hat eine einzige Montessori-Klasse: Die erste Elementar-Klasse der Ecole Internationale.

Im Kanton Tessin wurde die Montessori-Methode (wenn auch unvollkommen) bereits 1909 eingeführt. Bellinzona hatte die ersten Case dei Bambini und wurde Ausgangspunkt für weitere, deren Zahl nach und nach auf 120 anwuchs, zu denen noch etliche Montessori-Elementar-Klassen kommen. Da der Unterricht nicht überall dem neuen Stand der Methode entsprach, veranstaltete *Pro Juventute* im Frühjahr 1932 einen Fortbildungskurs.

Zur Überwindung der immer noch bestehenden starken Skepsis der Schweizer Pädagogen gegenüber der Montessori-Methode wäre es wünschenswert, nur gut ausgebildetes Lehrpersonal zu haben, das durch Besuch der Fortbildungs- und Ferienkurse Maria Montessoris mit ihr und der Weiterentwicklung ihrer Methode vertraut bleibt; öffentliche Mittel für die Einrichtung von Kinderhäusern und Versuchsklassen bereitzustellen; besondere Heime für psycho-physische Hygiene des Kindes zu schaffen;

ähnlich wie in Italien, Spanien und England ein internationales Montessori-Institut zu begründen, an dem Maria Montessori selbst dozieren könnte; Arbeitsgemeinschaften und Ortsgruppen der schweizerischen Montessori-Gesellschaft ins Leben zu rufen, deren Aufgaben in der eingangs erwähnten Vorbemerkung näher aufgezeigt sind.

Elsa Neustadt, Genf

Man muß beweglich bleiben

Aus den Lebenserfahrungen eines alten Schulmannes

Leitspruch aus dem „Grünen Heinrich“: Diese beiden Vermögen bilden ja das Geheimnis aller Erziehung: unverwischte lebendige Jugendlichkeit, welche allein die Jugend kennt und durchdringt, und die sichere Überlegenheit der Person in allen Fällen. G. Keller.

Der Entschluß, einige Erlebnisse und Erfahrungen aus meinem 48jährigen Berufswirken festzuhalten, ist durch eine erfreuliche Veranlassung rascher zur Ausführung gekommen. Ein junger Herr brachte gestern Grüße von seinen Eltern, die an dem ersten Wirkungsorte meine Schüler gewesen sind. Solche Dankbarkeit wirkt ermutigend.

Dem 18jährigen Lehramtsschüler, der während der Seminarzeit in mancher langweiligen Lehrstunde sich nach praktischer Tätigkeit sehnte, war das Glück hold, denn es brachte ihm wenige Tage nach der Anmeldung gleich zwei Lehrstellen, die beiden Halbjahrschulen Mosnang und Dreien, und damit Arbeit genug. Am ersten Maimontag 1885 fand die Einführung in das verantwortungsvolle Amt statt. Am Morgen nahm der junge Lehrer die Kinder der Unterschule im Dorfe Mosnang in Empfang. Nach Mittag fuhren der Schulpräsident und der Schulkassier auf einem Bauernwägelchen mit ihm nach dem Winterschulort Dreien. Hier waren alle schulpflichtigen Jahrgänge vertreten, darunter 15 fast ausgewachsene Mädchen und Knaben der Ergänzungsschule. Wie war ich beim Anblick der 60 jungen, munteren Menschen froh über die Erfahrungen in der Seminarübungsschule, wo ein überlegener, kluger Methodiker uns befähigt hatte, Lektionen in allen Klassen zu erteilen und das Tagebuch der Gesamtschule zu führen, in dem auch die Aufgaben für die stille Beschäftigung aller Klassen angegeben sein mußten. In der Unterschule im Dorfe, die 80 Schüler, worunter 30 Anfänger, zählte, bereiteten der Schreibleseunterricht bei den Kleinen und der Rechenunterricht in der dritten Klasse dem Lehrer besondere Schwierigkeiten. Da machte er sich auf und suchte Rat bei Kollegen. Er wanderte an freien Nachmittagen über Berg und Tal und suchte mit Vorliebe die abgelegenen Gesamtschulen auf. Von einem älteren Kollegen, der vorher an der Bezirkskonferenz einen begeisternden Vortrag über Glaube, Liebe und Hoffnung gehalten hatte, lernte ich, wie man durch eine nüchterne Lektion an einem Stuhle die Kinder zum sachlichen Denken und Sprechen bringt. Ein anderer ergrauter Schulmann gab mir zum Danke für den Besuch seine Sammlung praktischer Rechnungsaufgaben mit, die ich später als Fortbildungsschullehrer gut brauchen konnte. Wie oft war ich froh über gute Ratschläge und Winke! Eine Gesamtschule ist ein ausgezeichneter „Lehrplatz“ für Junge, und wer nie eine solche geführt hat, kennt die größten Schwierigkeiten, aber auch das erhebende Gefühl, Kulturvermittler zu sein für eine ganze Generation, nicht.

Nach zweijähriger Tätigkeit an den beiden Schulen, die unter dem Nachfolger getrennt wurden, bewogen mich äußere Verhältnisse, eine Lehrstelle in der engeren Heimat, an der Unterschule Ragaz, anzunehmen. Da bestanden ganz andere Verhältnisse, und die Stellung des Lehrers am Weltkurort schien klein und unscheinbar. Und doch habe ich das Bewußtsein in mir, den schwerfälligen und unbeholfenen Naturkindern das Beste gegeben zu haben, indem ich durch Anschauungsübungen, Erzählen, Singen den Geist weckte, so daß die gewöhnlichen Schulfächer Lesen, Schreiben und Rechnen zwar nicht vernachlässigt wurden, aber in der Bedeutung zurücktreten mußten.

Auch da schützten Schulbesuche vor Erlahmung und Erstarrung. Besonders ein Besuch in Chur wurde zum anregenden Erlebnis. Nach einem Vortrage des Seminardirektors Dr. Th. Wiget an der Bezirkskonferenz Sargans über die Grundzüge der Herbart-Zillerschen Pädagogik beschloß unser Dreierkollegium, mit der schönen Theorie auch die Praxis zu vergleichen. Wir machten einen ganztägigen Schulbesuch an der Seminarübungsschule in Chur. Am Vormittag leitete der Übungslehrer den Unterricht, und da fiel es mir auf, wie natürlich, gewandt und froh die jüngsten Schüler Grimmsche Märchen erzählten, ihnen war die Zunge durch den ansprechenden Erzählstoff förmlich gelöst worden. Am Nachmittag unterrichtete Hr. Wiget selbst in den oberen Klassen geistreich anregend, wie es seine Art ist. Es gab den ganzen Tag keine Glanzleistungen; was geboten wurde, stammte aus innerem Verständnis oder wurde entwickelt, deshalb hörten wir so gerne zu. Die Anregungen dieses Tages wirkten auf Jahre hinaus.

Aber als Turnlehrer an den oberen Primarklassen sollte ich doch die Wahrheit des Spruches: „Wer rastet, roset,“ am eigenen Leibe erfahren. An einem sonnigen Märztag stand der Turnleiter nach monatelangem Unterbruche wieder im Schulhofe vor seiner Mannschaft. Da gingen Kurgäste vorbei und schauten flüchtig herüber. Von ihnen trennte sich ein Herr in schwarzem Frack, vermutlich ein Pfarrer. Dieser stellte sich, einige Schritte von dem kommandierenden Lehrer entfernt, vor die Schüler hin, mahnte durch das eigene Beispiel an bessere Haltung, machte in strammer Stellung des Oberkörpers tiefe Kniebeuge mit Seitwärts- und Hochheben der Arme, stand gewandt wieder auf und verabschiedete sich lächelnd von Lehrer und Schülern. Die kurze Lektion wirkte auf den, dem sie galt, so eindringlich, daß er trotz seiner nur mittelmäßigen turnerischen Gewandtheit den fast tollentenschluß faßte, sich für den in Winterthur stattfindenden, dreiwöchentlichen schweizerischen Turnbildungskurs zur Ausbildung von Turnlehrern und Oberturnern zu melden. Die einseitige, anstrengende körperliche Arbeit erwies sich wie eine Radikalkur für Körper und Geist. Die Aufrüttelung des ganzen Menschen erweckte aber den Wunsch nach mehr Anregung, vertiefter Bildung und einem erweiterten Wirkungskreis. (*Es ist eine Sünde wider den Pfingstgeist, den Lehrer der Kleinen mit ihnen nicht wenigstens drei Jahre bis zur vierten Klasse fortschreiten zu lassen.*) Mit dem Fortbildungskurs in Winterthur hängt innerlich die Übersiedelung nach Basel zusammen, womit ein neuer Lebensabschnitt im Berufsleben begann.

Pfingsten 1933.

R. Matzig, alt Lehrer.

Theodor Wiget †

(1850—1933)

Gerade in unserer zerrissenen, enttäuschungsvollen Zeit tut es wohl, mit einem Blicke auf einem Menschen zu verweilen, dessen Leben und Wesen den Wert eines den geistigen Gütern gewidmeten Menschenlebens fühlen läßt.

Theodor Wiget war zunächst ein ungewöhnlich begabter Lehrer und Erzieher, der Geister zu wecken verstand, wie kein zweiter. Er stellte dabei hohe Ansprüche an die Jugend und war frei von einer in den letzten Jahrzehnten doch nicht selten hervorgetretenen Gefühlsverweichlichung. Er forderte Anstrengungen, denen wohl etwa ein schwaches oder schlaffes Denken oder Wollen nicht genügte, zumal Wiget keine Zugeständnisse machte und unerbittlich war in seinem Dringen auf selbständige, alles leere Wort- und Gedächtniswissen verschmähende Arbeit des Schülers, nicht selten unter Anwendung von Ironie, Satire, ja leider auch etwa von verletzendem Spotte. Diejenigen, die sich dadurch nicht abschrecken ließen – und wie viele junge Menschen haben sich voll tiefer Dankbarkeit für ihren Lehrer so verhalten –, erlebten, um mit Pestalozzi zu reden, „nicht die Stimmung von Lernenden, sondern die Stimmung aus dem Schlafe erweckter, unbekannter Kräfte und ein geist- und herzerhebendes Gefühl, wohin diese

Kräfte sie führen könnten und führen würden“. Gemildert wurde ja auch seine harte Zucht durch seinen nicht bloß im geselligen Vereine, sondern eben auch in der Schule sprühenden Geist und köstlichen Humor, vor allem aber durch seine selbst vor empfindlichen Opfern nicht zurückschreckende, grundgütige Natur.

Sein Philosophie- und Pädagogikunterricht war anschaulich, lebendig, und drängte zu unmittelbarer pädagogischer Anwendung. Sein Sprachunterricht erzog die Schüler zur wirklichen Herrschaft über die sprachlichen Formen, die er selber meisterlich beherrschte. Sein Literaturunterricht drang überall von der Form zum Gehalt. So deutete er seinen Seminaristen und Gymnasiasten seine Lieblinge Sophokles, Lessing, Goethe, Schiller und meinte, damit auch zu selbständiger Auffassung neuerer Dichter zu erziehen und seine Schüler zu befähigen, allüberall Echtes von Unechtem zu scheiden. Seine große Vielseitigkeit, die auch das politische, soziale und religiöse Gebiet umfasste, seine ungewöhnliche Begabung und Empfänglichkeit für die verschiedenen Erscheinungsweisen des Schönen in den Künsten, insbesondere der Musik und Poesie, kamen nicht bloß seinem Leben in der „Gesellschaft“, sondern immer wieder auch seinen Schülern zugute.

Theodor Wiget war jedoch bei aller oft überströmenden Lebendigkeit und körperlichen und geistigen Beweglichkeit eine zähe, ausdauernde Gelehrten-Natur. Sein klarer, tiefdringender Verstand, sein unablässiges Wahrheitsstreben, seine Ausdauer in der Arbeit sowie seine Sorgfalt, Genauigkeit und Pünktlichkeit auch im anscheinend Kleinen, stempelten Wiget auch zum wissenschaftlichen Forscher. So gab er auf der Höhe seines Lebens – abgesehen von einer fast unübersehbaren Zahl von streng wissenschaftlichen oder populärwissenschaftlichen Aufsätzen und Schriften – der Pestalozziforschung, die sich bis dahin vor allem der Entwicklung und dem Milieu Pestalozzis gewidmet hatte, noch vor Natrop die neue Richtung auf eine tiefere Erfassung der systematischen Zusammenhänge der Pädagogik des genialen Zürchers, der er in den Hauptfragen beipflichtete, trotz seiner hohen Anerkennung und tiefen Dankbarkeit für Herbart und auch für Ziller. Einer exakten, wissenschaftlich haltbaren Erfassung namentlich der Pädagogik Pestalozzis galt so in der zweiten Hälfte seines Lebens sein heißes Bemühen bis in seine letzten Tage hinein. Und nichts vermochte ihn mehr aufzubringen oder auch herabzustimmen, als ein Zweifel an seiner Objektivität und Unbefangenheit, etwa im Hinblick auf seine Anerkennung und sein begeistertes Auftreten für Herbart und Ziller. Noch im letzten Jahre veröffentlichte er mit seinem feinsinnigen Freunde Gottfried Glöckner in den Pestalozzistudien – eine echte *medicina mentis* – die glänzende, immer wieder an Lessings Geistesstärke mahnende polemische Abhandlung über eine angebliche, von ihnen bestrittene pädagogische Umorientierung Pestalozzis.

Und das immer weiter fortschreitende Alter schien weder der körperlichen, noch der geistigen Rüstigkeit dieses seltenen Menschen viel anzuhaben. Wenige Wochen vor seinem Tode hat er noch in jugendlicher Frische und in Verteidigung einer alten, nun wieder neu aufgegriffenen Methode des Gesangsunterrichtes in der Primar- und Sekundarschule von Grabs Probelectionen erteilt, und noch auf dem Sterbebette hat der fast Dreiundachtzigjährige die Korrekturbogen erwartet für einen der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ gelieferten Aufsatz über den Vater der erziehenden Handarbeit.

Im Oktober 1932 erschien er nochmals in voller Frische in der st. gallischen Sekundarlehrerkonferenz in Rheineck und fand warme Worte für eine bodenständige st. gallische Sekundarlehreramtsschule und deren Bedeutung für die Vertiefung des Zusammengehörigkeitsbewußtseins in unserem vielgestaltigen Kanton St. Gallen. Nun ist sein beredter Mund für immer verstummt zum großen Schmerze seiner Freunde. Sie müssen sich an dem Gedanken erheben, daß seine zahlreichen schriftlichen Äußerungen weiter wirken können, und daß das Andenken an diesen mit allen Gaben des Geistes und Gemütes geschmückten, bis zum Tode strebend bemühten Menschen noch lange fortleben werde.

Prof. Dr. W. Müller.



Robert Seidel

Robert Seidel †

„Die gute Welt ist zu klein und die schlechte Welt ist zu groß“, sagte Robert Seidel wenige Tage vor seinem Tode, als ich ihn zum letzten Male besuchte. „Aber das Gute wird siegen“, flüsterte er weiter.

In diesen zwei Sätzen, mit größter Kraftanstrengung vom Todesmüden hingehaucht, schien mir der ganze Sinn dieses ungewöhnlichen Lebens umschrieben. Dafür hat Seidel gelebt: die gute Welt größer und die schlechte kleiner werden zu lassen. Dafür hat er gekämpft, mit einem Herzen voll heißer Liebe und unerschütterlichem Glauben an das Gute. Der Handweber Seidel, der 1870 aus Sachsen in die Schweiz kam, kannte kein größeres Ziel, als der Professor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule: den Armen und Enterbten dieser Welt zu helfen. Für sie hat er ein Leben lang gearbeitet: als Weber, als Redaktor der „Arbeiterstimme“, als Kantons- und Nationalrat, als Lehrer, als Dichter. Wieviel Anfechtungen, wieviel Verunglimpfungen mußte er auf sich nehmen, wieviel wurde er geschmäht! Immer aber stellte er dieses persönliche Leid zurück, immer war ihm die Sache, um die er kämpfte, wichtiger, immer sah er vor sich Leid und Not derer, für die er kämpfte:

Noch immer, wenn ich singen wollte
 Von meiner eignen Traurigkeit,
 So fing das Ohr mir an zu klingen
 Von Volkesnot und Menschheitsleid;
 Und wenn ich dann zur Tiefe blickte
 Und sah der Armen Schmerz und Pein,
 So schien mein größtes Leid geringe
 Und war zum Liede mir zu klein.

Das war Robert Seidel, ein Mensch voll Güte und Mitleid, ein Mensch mit einem wahrhaft großen Herzen. Dabei eine Kämpfernatur im besten Sinne des Wortes. Jedes Unrecht, das irgendwo und irgendwem geschah, fühlte er beinahe als persönliches Unrecht, und wer in solcher Not zu ihm kam, seine Hilfe zu erbitten, der konnte gewiß sein, in ihm den bereiten und unerschrockenen

Helfer zu finden. Immer und überall stand er für das ein, was er als gut und wahr erkannt hatte, ganz und gar unbekümmert um persönliche Vorteile.

Seidel wurde zum Arbeiterführer, nicht um eine Rolle zu spielen, sondern weil sein Herz ihn dazu trieb. Und aus derselben Triebkraft entsprang seine Tätigkeit als Erzieher, als Sozialpädagoge. Er fühlte und wußte es zutiefst, daß die materielle Besserstellung, die soziale Befreiung und die Erziehung Hand in Hand gehen müssen. Und hierin war er der vollendete Jünger Pestalozzis, dessen Gedankengut er nicht nur übernahm und weitergab, sondern das er nach eigenen Erkenntnissen durchgestaltete und formte. Der Gedanke der Arbeitsschule wurde durch ihn zum Allgemeingut der modernen Pädagogik gemacht und mit keiner Bezeichnung konnte man ihn mehr erfreuen, auf nichts war er stolzer, als wenn man ihn als Vater der Arbeitsschule bezeichnete.

Nicht nur seine proletarische Herkunft, sondern auch seine eingehende Beschäftigung mit Pestalozzi ließen ihn zum überzeugten und unerschütterlichen Demokraten werden. Ein Demokrat der Gesinnung, nicht der Partei. Zwar war er Mitglied der Grütliauer und der Sozialdemokratischen Partei. Aber alles Parteienganz und alles Bonzentum lag ihm völlig fern. Er achtete jeden Menschen und jede Tat, ganz gleichgültig, auf welchem Boden sie wuchsen. Demokratie war ihm mehr als eine bloße Staatsform, als eine Schablone, Demokratie war ihm die einzig sinnvolle Lebensform eines sozial und politisch freien Volkes. Aus diesem Grunde wachte er eifersüchtig über die demokratischen Rechte unseres Volkes. So war er ein unentwegter Verfechter der Preßfreiheit, deren Sinn er unendlich viel weiter faßte als unsere Tageszeitungen. Preßfreiheit war ihm Dienst an der Wahrheit. Und es war für den alten Streiter eine schmerzliche Erfahrung, zu sehen, daß gerade heute die Tagespresse weit davon entfernt ist, rückhaltlos der Wahrheit zu dienen, daß auch heute die Presse im Dienste derer steht, die die Macht haben.

Nicht minder schmerzlich berührte ihn die Tatsache, daß die heutige Lehrgeneration so ganz und gar unkämpferisch und tatenlos der Erstarrung und Verkalkung unserer Demokratie zusah. Wie oft beklagte er sich über die Unbeweglichkeit der Lehrerschaft. Wie unbegreiflich mutete es ihn an, daß die Lehrerschaft so unentwegt „neutral“ und teilnahmslos den Geschehnissen der Zeit gegenüberstand, und wie lebhaft und mit offenen Sinnen begrüßte er jede leiseste Regung. Er, der noch mit den Scherrianern in innigster Berührung gestanden hatte und ihre Ideenwelt kämpfend zu erweitern suchte, mußte sich in einer Welt der Stagnation, in einer Lehrgeneration der politischen Passivität vereinsamt vorkommen. Als ein lebendiger Zeuge einer lebendigeren Epoche ragte er in unsere Zeit herein.

Und nun ist er nicht mehr. Im Augenblick, da es sich in dieser Welt zu regen beginnt, im Augenblick, da der Kampf um die demokratische Staatsform und Lebensgemeinschaft unseres Volkes neue und entscheidende Formen annimmt, im Augenblick, da auch innerhalb der Lehrerschaft sich neue und lebendige Strömungen abzuzeichnen beginnen, schließt er für immer die Augen. Mit erstaunlicher Zähigkeit wehrte sich sein Körper, gestählt durch eine gesunde Lebensweise, gegen den Zerfall. Und doch mußte er fühlen, daß gerade in diesen Zeiten, da sich die Mächte der Reaktion aufbäumen gegen all das, was er als gut erkämpft und verteidigt hatte, auch die Kraft eben dieses Guten durch den Angriff gestärkt und geweckt wurde. Und so, wie er in der tiefsten Trübsal nie den Glauben verlor, nie den Mut sinken ließ, so durfte er auch auf seinem Totenbette sagen, daß das Gute siegen werde. „Das Licht wird leuchten . . .“

Möge uns das Schicksal in den kommenden Kämpfen Führer vom Geiste und von der Kraft eines Robert Seidel schenken und möge in der Lehrerschaft sein Geist lebendig werden, dann braucht uns um das Schicksal unseres Volkes und seiner Schule nicht bange zu sein. Frisch auf in den Kampf um die Wahrheit, das Recht und die Gerechtigkeit! Das Gute wird siegen!

Werner Schmid, Zürich.